Die Welt der Frau



Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 21. Posen, den 16. Oktober 1927

Heinrich von Kleist.

Zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des Dichters (geb. 18. Oktober 1777).

Von Geheimrat Prof. Dr. **Oskar Walzel** (Universität Bonn).

An einem Festtage — und das ist die 150. Wiederkehr von Kleists Geburtstag — darf von ihm wohl nur im höchsten Sinne gesprochen, darf eine der schöpferischsten Begabungen unter den Dichtern deutscher Zunge füglich nicht vom Blickpunkt ihrer menschlichen Schwäche gesehen werden. Sein Leben ist ja gewiß ein Stück Tragödie. Und es lockt immer wieder, durch seine seltsam jähen Wendungen wie durch sein heroisch-unheroisches Ende, zu verweilender Betrachtung und mehr oder minder phantasievoll deutender Darstellung. Heute indes sollte nur von dem Werk die Rede sein, das er geschaffen hat, dem überreichen Ergebnis der letzten zehn Jahre eines früh abgeschlossenen Erdengangs. Kann es doch mit dem Höchsten verglichen, an dem Höchsten gemessen werden, was von der Weltdichtung gezeugt worden ist.

Vielen gilt Kleist als ein größerer und echterer Dramatiker als Schiller. Aber sie schätzen dann Schiller meist nicht sonderlich hoch ein. Wer sich bewußt ist, daß Schiller die deutsche Tragödie auf eine außerordentliche Höhe gehoben hat, daß er seine deutschen Vorgänger mächtig überholt, darf jedoch auch feststellen, daß nach Schiller kein zweiter dem deutschen Drama so viel neue Kunst zu spenden hatte wie K l e i s t.

Rechten Einblick in diese Kunst erschwert sich nur, wer mit den Mitteln der Seelenzergliederung von heute in Kleists Innerstes dringen und die letzten Rätsel seines Erdendaseins lösen möchte. Und täte er es so geistvoll wie jüngst Stefan Zweig. So viel Treffendes von Zweig vorgebracht wird, er bestätigt Heines Vergleich der Dichter, soweit sie in ihrem Leben sich uns zeigen, mit Leuchtkäfern am Tage: Sterne der Erde, Diamanten und Smaragde, glühende Sonnentropfen scheinen die Leuchtkäfer des Nachts zu sein; am Tage entpuppen sie sich als armselige mißfarbige Würmchen. Wer den Künstler Kleist, nicht den Menschen beschaut, kann sich uneingeschränkt des glühenden Sonnentropfens freuen, den er da bewundernd anblickt.

Armselig war, was im Leben sich Kleist bot, auch soweit es Gegenstand seines Dichtens werden konnte. Unsäglich reich waren daneben Goethes Erlebnismöglichkeiten und Erlebnistatsachen. Lotte und Gretchen, Iphigenie und Eleonore von Este, Pandora und Helena: dergleichen hat er im Leben gesehen. Er wußte, daß er dem Leben treu blieb, wenn er diese Frauen gestaltete. Und ihm war es heiligstes Gesetz seines Dichtens, Menschen von verbürgter Naturnotwendigkeit zu schaffen. Wo wären Kleist im Leben Frauen von der Haltung seiner Alkmene oder Käthchens von Heilbronn oder gar Penthesileas entgegengetreten? Sie lebten nur in der Welt seiner Träume, Wünsche, Sehnsüchte. Er schuf sie aus seinem eigenen Selbst. Gewiß verklärte auch Goethes Auge die Frauen, mit denen er auf Erden zusammengetroffen war. Allein unendlich mehr mußte Kleist den Frauen, mit denen ihn sein Dasein zusammenführte, schenken, um sie auf die Höhe seiner Dichtungen emporzutragen. Seine Phantasie hatte da schöpferisch zu wirken, während Goethe — wie er es nannte — seinem Schaffen die strenge Gesetzlichkeit der Natur vorschrieb, der Phantasie dadurch Fesseln anlegte.

Das engte Goethes Kunst in Grenzen ein, die von Kleist kühn überschritten wurden. Goethes Dichten blieb mehr oder minder innerhalb des Umkreises seiner eigenen Lebensmöglichkeiten. So reich und vielgestaltig sie waren, sie schränkten die Menschen von Goethes Dichtungen doch ein. Das ist sogar an Faust zu bemerken, selbst an dem des zweiten Teiles. Es entspricht dem Beruhigten und Schlichten von Goethes Kunst, es verrät zugleich, wie stark die Umwelt Goethes zum Bürgerlichen und Bürgerlich-Einfachen neigte. In solcher Weise ist Egmont, der Schlachtenheld, ist auch Tasso, das Genie, gesehen. Eine Gestaltung, die diesen Menschen mächtigeren Schwung gegeben hätte, wäre für Goethes Gefühl unkünstlerischer Ueberschwang gewesen. Kleist kannte solche Bedenken nicht. Das bezeugt Penthesilea, aber auch Homburg. Gerade Homburg, in mehr als einem einzigen Zuge mit Goethes Egmont verwandt, erhärtet, um wieviel mehr Schwingungsweite den Männern Kleists gewährt ist, nach jeder Richtung. Der Lebensbejaher Egmont wird von Bangen befallen, wenn er sich einem schmählichen Tod ausgesetzt sieht. Er ringt sich wieder zu voller Fassung empor. Der strahlende Held Homburg erlebt ein ähnliches Auf und Ab. Doch viel tiefer läßt Kleist ihn sinken, wenn der Tod droht. Wie letzte Erniedrigung und wie schmähliches Vergessen der eigenen Größe kommt es über ihn. Freilich steigt er dann um so siegreicher über solche Tiefe des Falls hinauf.

Dergleichen Gegensätze hätte Goethe sich nie gewährt. Seine Tragik mildert die Konflikte. Er wurde sich fortschreitend mehr und mehr bewußt, daß er als Mensch sich selbst zerstören müßte, wenn er als Dichter die volle Stärke der Tragik und ihrer gegeneinander anstürmenden Affekte durchführen wollte, wie sie in den großen Schöpfungen der Weltliteratur waltet. So wenig wie der junge Schiller, übte Kleist solche Selbstbescheidung, schonte er sich selbst. Und so gewinnen seine Menschen die überwältigende Wucht der tragischen Persönlichkeiten Shakespeares, den unbezähmbaren Drang nach einem Ziel, das zu erreichen ihnen nicht gegönnt ist; sie gehen unter, weil sie es nicht erreichen. Schiller nahm auf dem Wege von den „Räubern“ zum „Demetrius“ seinen Gestalten mehr und mehr dies Dämonische; etwas von dem Besten der deutschen Aufklärung, das sich schon an Lessings Menschen weist, impft er ihnen ein; weniger und weniger erstehen da Traumbefangene, die scheitern müssen, wo Verstandesschwächere sich zu bewahren oder mindestens ihre innere Freiheit zu schützen wissen. Kleist kehrt zu Shakespeares Menschenart zurück, der ein Gott ein ehern Band um die Stirn geschmiedet hat, und die rettungslos dem Untergang zudrängt. Solche Menschen sind derart in ihr eigenes Ich versponnen, daß sie die Welt nicht verstehen können. Das gibt den Stücken Kleists die echt-tragische Stoßkraft, leiht ihnen zugleich eine Dynamik, stark genug, ein ganzes Drama auszufüllen und sein Ende als unumgänglich nötig erscheinen zu lassen. Otto Ludwig, der doch auch zu Shakespeare das deutsche Drama zurückführen wollte, hat gleich überzeugendes Nacheinander des Ablaufs seiner Tragödien nicht erreicht.

Kleist holt weit mehr als der reife Schiller die Tragik seiner Menschen aus deren Seelenart heraus, selbst wenn er — wie im „Homburg“ — sich der Bauweise Schillers und auch dessen sittlichen Forderungen nähert. Freier und lockerer als im „Homburg“ ist sonst die künstlerische Gestalt seiner Bühnenwerke. Allein die Menschen, die diese Werke tragen, geben durch die Wucht ihrer tragischen Anlage den Dramen eine Geschlossenheit und Folgerichtigkeit, wie sie bei Grabbe und Büchner, diesen Nachfahren Kleists und Vertretern einer ganz deutsch ungebundenen Bühnenkunst, sich nicht einstellt. Und Kleists einst viel bekämpfte Sprache ist mit Schönheit derart durchtränkt, daß seine Dramen weit mehr als die seiner Nachfolger der Welt des Schönen angehören, in die der Klassizismus Goethes und Schillers sich erhoben hat.

Vom Höflichsein und von der Wahrheit sagen.

Zu Zeiten und für manche Menschen mag es eine Erleichterung sein, einmal „kein Blatt vor den Mund zu nehmen“, sondern frei und unverblümt seine Meinung zu sagen, im allgemeinen Verkehr aber ist doch einer gewissen Höflichkeit der Vorzug zu geben. Denn Offenheit und ehrliches Heraussagen der Meinung sind nur befreundeten Menschen gegenüber am Platz, bei denen man sich ein gewisses Recht auf freie Meinungsäußerung erworben hat. Die uns fremderen Menschen wollen unsere innere Ansicht gar nicht wissen — das sollten wir uns klar machen, ehe wir die Theorie der absoluten Ehrlichkeit verfechten. Höflichkeit ist ja auch keineswegs immer Lüge, sie ist nur die angenehmste Form des menschlichen Zusammenlebens, die stärkere Zusammenstöße vermeidet. Man soll sich klar machen, daß, wenn man einen unhöflichen Gegner vor sich hat, ausgesprochene Höflichkeit die stärkste Waffe ist, die man anwenden kann. Der eigene Standpunkt wird wesentlich gestärkt, wenn man seine Meinung in vollendet höflichem Ton vorbringt. Auch für das eigene Selbst ist Höflichkeit wohltuend, denn dem feinfühlenden Menschen ist jede Rücksichtslosigkeit, die er begeht, eine Belastung für das eigene Gewissen; sie nagt an ihm und fällt ihm immer wieder ein. Begangene Rücksichtslosigkeiten vergessen sich nicht so leicht, deshalb sollte man sich hüten, sie zu begehen.

Sehr häufig kann man beobachten, daß jemand, der einen anderen rücksichtslos oder unhöflich behandelt hat, infolgedessen gegen den Betreffenden einen Groll hegt; er sollte sich lieber dazu verstehen, sich wegen seiner Unhöflichkeit zu entschuldigen, womit die Sache zur Zufriedenheit aller Parteien beigelegt wäre. Doch

ist zu diesem Eingeständnis eines Verstoßes gegen den Takt ein Reichtum der Seele erforderlich, den bedauerlicherweise nicht allzu viele Menschen besitzen. Es ist überhaupt immer richtiger, sein Unrecht offen einzugestehen, wenn man unrecht hat — man entwaffnet dadurch den Gegner. Manche lebenslange Feindschaft wäre nicht entstanden, wenn die späteren Gegner nicht aus Rechthaberei oder Kleinlichkeit sich entzweit hätten, statt sich in aller Höflichkeit und Freundlichkeit auszusprechen. Wo ist der Zornige, der nicht zu besänftigen wäre, wenn sich ihm ehrlich eine Hand hinstreckt mit der Bitte: „Sei nicht böse, vergiß es — ich habe unrecht gehabt — wir wollen wieder gute Freunde sein!" Einer solchen Bitte kann selten jemand widerstehen. Wer sich ihr gegenüber abweisend verhält, zeigt damit seinen eigenen Unwert. Man kann eine solche Zurückweisung also leicht nehmen.

Es kommt für den Menschen nicht so sehr darauf an, seine Fehler zu beschönigen. Daß jeder seine Fehler hat, wissen wir alle und nehmen sie in Kauf; erschrecklich ist nur, wenn sie nicht durch einen entsprechenden Schatz an guten Eigenschaften aufgewogen werden.

Einer der unangenehmsten Fehler im Verkehr der Menschen untereinander ist ein launisches Wesen. Wer unberechenbare Launen hat, schafft sich viele Feinde, selbst wenn er sonst ein wertvoller Mensch ist. Und die Launischkeit ist — im Gegensatz zu vielen anderen Fehlern — in den meisten Fällen nichts Angeborenes, sondern häufig eine Unerzogenheit, gegen die jeder Mensch bei sich selbst rücksichtslos einschreiten sollte. Sie ist übrigens auch bei Männern zu finden; besonders Künstlernaturen sind launisch und peinigen damit ihre Umgebung. Wer freundlich und entgegenkommend zu den Menschen ist, wird beliebt sein und erwirbt sich Freunde, das schönste, was einem im Leben geschehen kann.

So sehr man die Höflichkeit pflegen soll, so sehr ist vor ihrem Extrem: dem übertriebenen Diensteifer, zu warnen. Man wird nur belächelt, wenn man dem anderen Dienste erweist, die dieser gar nicht von einem erwartet hat. Ebenso soll man selber niemals erwarten, daß andere einem Dienste leisten.

Für eine Dame besonders ist es von großer Wichtigkeit, daß sie die Zuneigung anderer Damen gewinnt. Eine Frau, die nur den Triumphen über die Männer lebt und sich um andere Frauen nicht kümmert, kann sehr leicht eines Tages ohne jeden Anhalt im Leben dastehen. Wer dagegen auch die Freundschaft mit Frauen pflegt, ist schwerlich jemals ganz verlassen.

Die Kunst, zu gefallen, ist eine der wichtigsten Eigenschaften für den Menschen, nicht nur für die Frau. Es ist für den Mann ganz ebenso wichtig, aus seiner Persönlichkeit das denkbar Mögliche zu machen und seine Eigenschaften ins rechte Licht zu setzen. Jeder Mensch sollte sich bewußt sein, daß er in seiner Person etwas ganz Eigenes hat, was andere nicht besitzen, und was er pflegen muß — manchmal ist es nur der Klang der Stimme, oft nur die Gabe, zuzuhören, wenn andere sprechen. Dieser „Reiz" des Wesens sollte ausgebildet werden und muß die Grundlage der Persönlichkeit werden.

Für die Dame gilt noch die besondere Regel, daß es in ihrem eigenen Interesse ist, sich immer so zu benehmen, daß ein Herr sich in ihrer Gegenwart niemals vergißt. Wer sich als Dame durch das Verhalten eines Herrn verletzt fühlt, hat sehr oft die Schuld daran bei sich selber zu suchen. Hat man etwa Anlaß zu Uebergriffen gegeben?

Schlimm haben es im Verkehr die sehr schüchternen und verlegenen Menschen, denen die anderen mit besonderer Freundlichkeit entgegenkommen sollten. Denn Schüchternheit bedrückt den Menschen und drängt seine oft liebenswürdigen Eigenschaften zurück. Ihn soll man aus dem Schatten ans Licht holen!

Verkehr mit Menschen ist sicherlich eine Kunst, die gelernt sein will — und doch wird so wenig darüber gesprochen. Wozu sind die Schulen da, wenn sie nicht schon den Kindern diese Lebenskunde nahebringen? Sehr oft ist das Heim nicht dazu imstande, weil die Eltern selber noch unerzogen sind und nicht wissen, in welchen Formen sie leben sollten — die Kinder aber müssen hineinwachsen in eine Gesellschaftsform, die weniger scharfe Ecken und Kanten hat als unsere heutige, und wirklich etwas wie Menschengemeinschaft darstellt.

Der Tag des Kindes.

Von **Eva Leidmann.**

Jede Säuglingsschwester, jeder Lehrer, jede Mutter wird bestätigen, daß das Kind seine eigene Welt hat, seinen eigenen Charakter, den es schon bei der Geburt mitbringt. Der Grundriß ist fix und fertig da. Größer, als er angelegt ist, kann eigentlich das Haus, das nun darauf gebaut werden soll, nicht werden. Aber die Ausführung des Baues liegt in Händen von Architekten, und auf sie kommt es an, wie sich die Anlagen weiterhin entwickeln.

Das spätere Mißverstehen zwischen Eltern und Kindern beruht meistens auf architektonischen Fehlern. Manche Mutter wollte ihrem Kind mit Gewalt eine seelische Zehnzimmerwohnung aufdrängen, und dieses hatte doch nur das Bedürfnis nach drei Räumen.

Weshalb ist es die größte Wonne jedes Stadtkindes, mit dem Vater oder dem Onkel allein auszugehen? Weil Mama auf ihren Gängen in die Stadt ihre Würde als Mutter anbringt. Vater oder Onkel führen nicht dauernd am Händchen. Sie achten nicht mit Argusaugen darauf, daß die Schuhspitze sauber bleibt, das Söckchen nicht rutscht, das Hütchen nicht schief sitzt, die Schleife sich nicht verschoben hat. Und Mama? Sie fragt! Sie fragt immerzu! Mütter fragen überhaupt viel zu viel. „Hast du dein Täschchen noch? Wo ist dein Schirm?" Und so fragt sie, ohne daran zu denken, welche Qual es für ein Kind ist, auf solch erwachsene Dinge achten zu müssen, während es ringsumher so viele Sachen zu bestaunen gibt. Der Schluß eines solchen reizenden Ausfluges in die Stadt ist nervöse Verstimmung der Mutter und „Bockigkeit" des Kindes. Schlußwort an das Kind: „Du darfst nie mehr mit in die Stadt." Und das Kind fleht innerlich: „Wenn es doch wahr wäre."

Werden die Kinder von Vater oder Onkel ausgeführt, wird ihnen zum Glück, und weil sie doch nicht achtgeben, erst gar nicht das gute, empfindliche Kleidchen oder der helle Anzug angezogen. Und das ist das Schöne an dieser „Tour. Sobald Mama nicht dabei ist, wird aus Vater oder Onkel selbst ein Göhr. Man geht dahin, wo es ein wenig hoch hergeht, wo man rennen, plantschen, boxen kann. Kein Mensch hat mehr Angst um das Kleidchen, daß die Hände schmutzig werden, oder vor dem Hinfallen. Nun wird aber schön hier geblieben." Bei Vater und Onkel wird sich in Mut geübt. Plötzlich sind alle Hunde lammfromm und lassen sich streicheln, von denen Mama oder das Fräulein behauptet: „Geh nicht hin, er beißt dich" oder: „Der Wauwau macht dich schmutzig."

Kleider machen nicht nur Leute: Kleider machen auch Kinder. An der Art, wie die Mutter ihr Kind anzieht, erkennt man die seelische Freiheit ihrer Erziehung und ihre persönliche Eitelkeit.

Ein Kind hübsch anziehen heißt: es zweckmäßig kleiden, lustig, unbeschwert, so daß es sich in jeder Situation, ob beim Spiel, in der Schule oder im Nachtkleidchen, frei bewegen kann. Keine Miniaturdamen, keine kleinen Herren soll die kluge Mutter aus ihren Kindern machen. Niemals soll sie sich vom Nachahmungstrieb ihrer kleinen Tochter bestechen lassen, auch so ein Kleid oder einen Mantel oder einen Hut wie Mami zu bekommen. Kinder sind schön, wenn sie Kinder sind; und das können sie recht lange bleiben, wenn man ihnen zu frühes Erwachsensein erspart. Es gibt Kinder, die sich vor dem Anziehen fürchten. Es ist das sicherste Zeichen, daß sie nicht richtig angezogen sind, wenn sie ihre Kleidung als Last empfinden. („Hamb. Fremdenbl.")

Film auf der Straße.

Ob diese neueste Zeiterscheinung auch in anderen Städten aufgetaucht ist, weiß ich nicht. In Berlin, München, Leipzig, Köln und Frankfurt ist es jedenfalls so: an irgend einer Straßenecke, einem Platz mit pompösem Hintergrund, springt plötzlich ein junger Mann auf einen nichtsahnenden Spaziergänger zu und drückt ihm einen Zettel, eine kleine Karte in die Hand, mit den Worten: „Sie wurden soeben gefilmt!"

Wie Pilze in der feuchtwarmen Jahreszeit aus der Erde schießen, tauchen sie allenthalben auf: die gelben Kurbelkasten, und die Jünglinge, von denen der eine die Kurbel bedient, der andere die Zettel geschäftsmäßig eilig an die Passanten verteilt: „Sie wurden soeben gefilmt."

Wie romantisch, nicht? Gefilmt zu sein. Und was steckt hinter diesen ganzen „Asphaltfilmerei"? Ein Geschäft zunächst. Natürlich. Aber noch mehr: nämlich eine ganz fabelhafte Spekulation auf die physische Einstellung der heutigen Menschheit. Eine Menschheit, die mit dem Begriff Film Ruhm, Popularität und Riesengage verbindet. Für die Menschheit des Jahrhunderts der Aufklärung hat der Film längst schon die immer mehr verblassende Romantik des Theaters übernommen. Für Tausende ist es immer noch ein überaus erhebendes, prickelndes Gefühl: ein ganz klein Wenig des Wunderbaren, Unerreichbaren, Romantischen soeben erreicht zu haben: Ich wurde gefilmt!

Und noch mehr steckt dahinter: eine fast amerikanische, grandiose Kalkulation. Jeder wird gefilmt, der nur einigermaßen filmgerecht vor das Objektiv gerät. Das übrige überläßt man ruhig der Flimmerpsychose des pp. Publikums. Und man verkalkuliert sich nicht. Mancher könnte sich bald eine ganze Kartothek jener dreigeteilten Postkarten von sich anlegen (pro Stück eine Reichsmark), in allen Stellungen, Gangarten, Variationen des eigenen Exterieurs. Und wie viele gibt es, die die Kamera nicht erfaßt hatte, und nun eilig die zwölf Schritte zurück gehen, um mit dem süßen Lächeln eines Stars oder einer gefeierten Diva nochmals auf die Linse zuzutänzeln.

Man sollte eigentlich nicht verraten, daß tatsächlich 30 bis 50 Prozent von ebenfalls durchschnittlich 800 bis 400 Tagesaufnahmen auch abgeholt und mit je einer Reichsmark bezahlt werden. Auch das sollte man nicht erzählen, daß das Geschäft die Idee einer Photofirma in N . . . . . . war — jetzt mögen genügend Konkurrenten aufgefahren sein —, die ihre unzähligen Operateure in alle größeren Städte, Bäder, Ausflugsorte, ins Ausland, selbst nach Nizza und Monte Carlo schickt. Und wenn man schließlich verlauten ließe — es ist eigentümlich und interessant, wie die Menschen bereit sind, mit dem Begriff „Film" sofort vierstellige Zahlen zu verknüpfen —, wieviel der Filmstreifen oder die kaum drei Zentimeter pro Aufnahme tatsächlich kosten —, so nähme man entschieden der ganzen Kurbelei die Romantik, die ihr so ungehemmte Sympathie und Begeisterung eingebracht hat.

Kilometer Filmband laufen tagtäglich in Berlin, München, in Köln und Frankfurt am Main. Der Operateur bekommt ein paar Mark pro hundert Meter, der Jüngling mit den Zetteln, ein Arbeitsloser, dem der Magen knurrt — ein Trinkgeld.

Und: „Ach, Schatzi, denk dir, ich wurde heute gefilmt — gefilmt", sagen die andern — die eine ganze Reichsmark pro Postkarte zahlen.

Lärmlose Spiele.

(Nachdruck verboten.)

Nach Ansicht der Jugend gehört zur Freizeitstimmung eine gehörige Portion Ausgelassenheit, und diese ist meist mit viel Lärm und ohrenmarternden Geräuschen vereinigt. Zwar gibt es Mütter und Kinderwärterinnen, deren Nerven jedes geräuschvolle Spiel ertragen können und die nicht daran denken, dem Kinderlärm irgendwie Einhalt zu tun. Um so empfindlicher leiden unsere lieben Nächsten und Hausbewohner darunter. Den im Tagesbetrieb und Beruf Abgemühten kann eine solche Nachbarschaft fast zur Hölle werden, um so mehr, wenn die Mütter die Ansicht hegen, daß zu jedem kindlichen Spiel auch kindlicher Lärm gehöre. Einen Gegenbeweis könnten die japanischen Kinder liefern, deren lärmlose, feierlich stillen Spiele den Europäern immer gefallen haben.

Also, liebe Mütter, laßt eure Buben und Mädels Spiele spielen und Zeitvertreib üben, bei denen es fein still hergeht. Es gibt deren eine herrliche Fülle, und sie sind anregend und witzig, erfindungsreich und artig und können im Freien und im geschlossenen Raum gespielt werden.

Zuerst die Rätselspiele in vielen Formen. Zum Beispiel: „Ich sehe etwas, was du auch siehst; es duftet, ist rot (oder weiß, oder rosarot) und sticht, wenn du es brichst. — Die Rose! Oder: „Ich kenne eine Blume, sie ist ohne Duft, hat aber ein Märchenangesicht mit Augen, bald freundlich, bald friedlich, mit Lippen, die viel plaudern möchten, aber ewig schweigen müssen. Wie heißt sie? — Das Stiefmütterchen!

Dann das Fünfminuten-Schweigespiel: Ein Kind setzt sich mit einer Uhr in der Hand in einen Kreis, sagt: „Jetzt fünf Minuten schweigen, nicht lachen, nicht weinen. Wer nicht aushält, hat ein Pfand zu geben. Der beste Schweiger aber wird „geehrt", das heißt, jedes Kind muß ihm etwas Angenehmes sagen.

Oder das Spiel: „Ich ehre dich!" Dazu ist eine erwachsene Person nötig, die an den Kreis wissenschaftliche Fragen stellt, die dem Schulprogramm und den Altersstufen der Mitspielenden sich anpassen und heitere Pointen haben müssen. Das Kind, das drei Fragen richtig beantwortet hat, wird geehrt, das heißt, während des ganzen Tages haben ihm die übrigen Gespielen etwas Freundliches zu erweisen. Ein Knabe dienert vor einem Mädchen und sagt dazu: „Ich ehre dich!" Oder er gibt ein kleines Geschenk. Ein Mädchen hat dagegen vor einem Buben zu knicksen, nestelt ihm ein Blümchen an den Kittel und flüstert: „Ich ehre dich!"

Dann gibt es Beobachtungsspiele. Auf einem gemeinsamen Gange durch den Garten, über den Hof oder die freie Straße hat jedes Kind irgend etwas scharf zu beobachten und später im Spielkreis darüber zu berichten. Da hat ein Kind eine Biene belauscht, die eilfertig aus einer Blüte zur anderen flog, hier länger verweilte, dort nur einen kurzen Einguck hielt. Ein anderes sah ein landwirtschaftliches Gerät, das es noch nie gesehen, ein drittes brachte eine Blume vom Feldrain, unbeachtet, aber zierlich gebildet, und trat mit der Frage in den Kreis: „Wer kann mir sagen, wie die Blume heißt oder wozu dieses Gerät dient? — Das Raten, Forschen, Vermuten und das gegenseitige Belehren hat seine Reize, es weckt die Intelligenz und den Ehrgeiz der Jugend, es stimmt heiter und schafft keinen Lärm.

R. Kaulitz-Niedeck.

Die Temperatur unserer Nahrung.

(Nachdruck verboten.)

Die Temperatur unserer Speisen und Getränke übt einen großen Einfluß auf unsere Zähne und den Zustand unserer Mund- und Kehlhöhle sowie auf den Magen aus. Wie viel Magenleiden und wie mancher schlechte Zahn sind die Folgen von fortwährendem Gebrauch von zu warmen Speisen und Getränken! Auch vielerlei Störungen im Nervensystem und des Gesundheitszustandes im allgemeinen können daraus entstehen! Man soll die Speisen und Getränke gebrauchen in der Temperatur, die sich nur wenig von unserer Blut- und Körperwärme unterscheidet.

Gegen diese Regel wird in vielen Haushaltungen gesündigt, besonders durch das Trinken von zu heißem Kaffee oder Tee. Diese Getränke werden möglichst heiß in die Tassen gegossen; das bißchen kalte Milch (beim Kaffee ist es meist noch heiße Milch) kühlt die Getränke nicht genügend ab, damit sie sofort ohne Schaden genossen werden können.

Die wahren Liebhaber dieser heißen Getränke warten auch nicht so lange, bis dieselben abgekühlt sind, sondern trinken sie sofort. Die verwöhnte Zunge, die Zähne und der Gaumen empfangen den heißen Trunk scheinbar mit Genuß. Durch die hohe Temperatur werden jedoch die kleinen Geschmacksdrüsen der Zunge abgestumpft, und was man glaubt zu schmecken, ist nur ein heißes Gefühl, das die Geschmacksnerven von Mund und Gaumen wahrnehmen.

Wenn man jemandem, der gewohnt ist, heiß zu trinken, eine Tasse Tee oder Kaffee von gewöhnlicher Körpertemperatur reicht, dann wird er kaum schmecken, was er trinkt, weil die Schleimhaut von Mundhöhle und Gumen zu viel gelitten hat und die Geschmacksnerven abgestumpft sind.

Mit anderen Getränken, Punsch, Glühwein, Kakao usw. geht es ebenso.

Mit der Suppe, die als Uebergang zur festen Nahrung betrachtet werden kann, ist es dasselbe: sie wird meistens zu warm genossen. Wenn die Suppen gebunden und fett sind, bleiben sie von selbst länger warm. Kochend wird die Suppe in die Terrine getan, dann der Deckel darauf, und so auf den Tisch gebracht. Und möglichst heiß wird sie dann auch gegessen.

Vor zu heißem Essen und Trinken kann nicht genug gewarnt werden, — es ist dies ein Ruinieren von Gaumen, Magen und Eingeweiden.

Obst als Medizin.

Aepfel sind vortrefflich gegen Verstopfung und Sodbrennen, Gallen- und Nierensteine, auch von sehr günstiger Wirkung für Kehlkopf und Stimme, für Gehirn und Nerven. Ein altes englisches Sprichwort sagt nicht umsonst: „Iß vor dem Schlafengehen täglich einen Apfel, es ist ein ausgezeichnetes Gesunderhaltungsmittel." Saft der Aepfel ist schweißtreibend und blutreinigend. Apfelschalentee schmackhaft und auch blutreinigend. Aepfel sind reich an Natron, Phosphor und Kalk.

Birnen enthalten viel Zucker, Phosphor, Kalk und Eisen. Daher eine gute Nahrung für blutarme und knochenschwache Kinder. Auch Herzleidenden zu empfehlen.

Quitten sind sehr gesund und wirken stark blutreinigend.

Pflaumen (Zwetschken) gegen Verstopfung. Da sie sehr reich an Kalk und überhaupt reich an mineralischen Salzen sind, können wir sie schwächlichen Kindern mit Erfolg reichen. Doch sehe man auf gutes Kauen, da namentlich bei Zwetschken oft ganze Stücke heruntergeschluckt werden.

Trauben sind sehr reich an Kali, Kalk, Eisen und besonders Phosphorsäure. Daher trefflich gegen Blutarmut und Nervenleiden. Eine kleine Traube frühmorgens eine halbe oder eine Stunde vor dem eigentlichen Frühstück auf nüchternen Magen hat eine fast unübertreffliche blutentmischende Wirkung bei kollämischem („trägem") Blut. Sonst neben Aepfeln eine der gesündesten Obstarten.

Die praktische Hausfrau.

Schadhafte Mitte der Teppiche, wie sie sich oft unter viel benutzten Plätzen der Eßtische usw. findet, kann man bei schweren Teppichstoffen sehr schlecht ausbessern oder stopfen. Ist der andere Teil des Teppichs noch tadellos, so hilft am besten die Teppichwebefabrik, die den schadhaften Teil unsichtbar ergänzt durch Einsetzen. Scheint die Ausgabe nicht mehr lohnend, weil der Teppich zu alt und verbraucht ist, so zerschneidet man ihn an der entzwei gegangenen Stelle, entfernt alles Schadhafte und näht ihn dann entweder wieder zusammen oder zerteilt ihn in kleinere und größere Vorlagen, die man — mit Borte sauber eingefaßt — vor Betten, Diwan, Nähtisch oder im Flur praktisch und brauchbar verwendet.

Holzlöffel, die Obstflecke aufweisen, kocht man eine Viertelstunde in einer Chorkalklösung. Man nimmt dazu auf ein Liter Wasser vier Gramm Chlorkalk. Nach dem Kochen wässert man die Löffel längere Zeit unter häufiger Erneuerung des Wassers.

Um blaue Flecken infolge von Stoß oder Schlag zu verhüten, nehme man etwas trockene Stärke, feuchte sie ganz wenig mit kaltem Wasser oder noch besser mit Glyzerin an und lege sie auf die verletzte Stelle. Dies soll sogleich geschehen, um die Einwirkung der Luft auf die Haut zu verhüten; es hält die Geschwulst ab und befördert die Heilung.

Für die Küche.

Aubergine. Die gurken- oder eiförmigen Früchte werden der Länge nach zerteilt, in zerlassener Butter mit geriebener Semmel, Salz und Pfeffer paniert und in der Pfanne gebraten. (Man kann sie natürlich auch in dicke Scheiben schneiden.) Am besten mit Tomatensoße, der man etwas Fleischextrakt zugefügt hat, servieren.

Gespickter Hecht mit Tunke. Der Fisch wird geschuppt und ausgenommen, von beiden Seiten die Haut am Rücken abgezogen und dann gespickt. In eine irdene Bratpfanne legt man eine Bratenleiter, gibt geschnittene Zwiebeln hinein, legt den mit Salz bestreuten Fisch darauf, legt Butter daran und gießt so viel Wasser hinein, daß es bis unten am Fisch steht. Nun wird der Fisch so lange in der Röhre gebraten, bis die Luftklappen zurückstehen und sich das Fleisch oben, wo er gespickt ist, ablöst. Inzwischen hat man die Tunke dazu auf folgende Art bereitet: Lasse Butter zergehen, gib 3—4 Löffel Mehl hinein und verrühre dies gut. Dann kommt das Fischwasser und etwas Fleischbrühe daran, der Saft von 1 bis 2 Zitronen, 1½—2 Löffel mit Zwiebeln gewiegten Sardellen, man läßt dies durchkochen und zieht die Tunke mit 6 Eigelb ab, die man zuvor in 1½ Tassen Weißwein zerquirlte. Das gekochte Milchfleisch des Hechtes wird in kleine Würfel geschnitten und hierüber die Tunke durch ein Haarsieb gerührt, in passender Schüssel angerichtet. Wird der Fisch angerichtet, kommt er ganz auf die Schüssel, wird mit zerlassener Krebsbutter befüllt, mit Kapern bestreut und mit Krebsschwänzen und Austern belegt.

Traubenvulkane. Kleine runde Brötchen (die Rinde wird leicht abgerieben) übergießt man mit kalter, süßer Sahne, drückt sie sehr vorsichtig aus, wendet sie in zerrührtem Ei, dann in geriebener Semmel, füllt sie mit frischen Weinbeeren und bäckt sie im Fettbade goldbraun.

Gemüseauflauf. Gelbes Rübengemüse, mit reichlich Bratentunke gemischt, wird in eine gebutterte, feuerfeste Form gefüllt, darüber eine fingerdicke Schicht Zwiebacksmehl, etwas geriebener Käse und süßer Rahm, zuletzt viel Butterflöckchen auf den Auflauf verteilen und im Ofen eine Stunde backen.

Kleine Pasteten. Aus Blätterteig selbstgebackene oder gekaufte kleine Pastetchen, umgefüllt in verdecktem, gut glasiertem Gefäß vorrätig zu haben, ist sehr ratsam. Sie halten sich sehr gut, lassen sich trefflich im heißen Ofen aufwärmen, müssen recht heiß aufgetragen werden mit irgendeiner pikanten Füllung oder auch süßen Füllung, Creme, Gelee oder eingemachten Früchten.

Freund der Kinderwelt.

Frau Holles Schneidergeselle und die eifersüchtige Magede.

Von Hans Friedrich Blunck.

Das könnte Ihr euch denken, daß Frau Holle und ihre Töchter, die Sälden und Wälden, viel Zwirn und Tuch brauchen. Denn je schöner die Frauen, desto eitler, sagt eine alte Wahrheit, und die gilt gewiß auch ein wenig für die Himmlischen. Wenn daher so ein Hollenzug über Land braust, will man oft einige Schneidergesellen im Gefolge gesehen haben, die mit Nadeln und Faden, mit wehenden Flattermänteln hinterdrein fahren müssen, was das Zeug hält. Einige meinen, daß sie auf Ziegenböcken reiten und daß daher der Name Meck für sie kommt. Aber ich sage, sie haben jeder einen fliegenden Mantel an, der sie mitnimmt, und ich kann das beweisen.

Es sind nämlich einmal ein alter und ein junger Schneidergesell bei Frau Holle gewesen, — ein alter Flicker, der immer vergrämt und verärgert war, weil die himmlischen Fräulein ihm viel Schabernack antaten, und ein Junger, der nichts wollte, als viel Geld verdienen, weil er einen blutarmen Schatz im Braunschweigischen hatte. Soll aber ein so feines Mädchen gewesen sein, daß nur ein Rühmens bei den Leuten war. Aber so schön sie gewesen sein mag, so voll Eifersucht war das Fräulein auch, und das macht schwach gegen böse Wünsche.

Einmal hörte nämlich auch eine böse Zauberin von der schönen, eifersüchtigen Magede, — so hieß des jungen Schneiders Liebste. Und weil der Bräutigam über Land war und sie selbst für ihren Sohn, einen stockdummen Fliepenflaps, eine schöne Frau haben wollte, beschloß sie, die arme Magede fortzuführen.

Eines Tages, wie das arme Mädchen nur eben vor ihrem Hause steht, kommt plötzlich ein greulicher Wirbelwind die Straße herauf und ehe Magede in der Tür ist, hat der Wind sie erfaßt und trägt sie hoch in der Luft von dannen. Wohin bringt er sie? Nach einem alten Kirchturm bringt er sie, der ist so hoch, daß man das Dorf unten kaum noch unterscheiden kann. Keine Treppe führt von der Turmkammer nieder, kein Ruf dringt von ihr zu den Menschen hinab.

Ach, da mußte die arme Magede nun in einer kleinen, kalten Kammer hausen und niemand half ihr beim Weinen. Nur die Zauberin kam zuweilen und brachte dem Mädchen Brot und Speise, oder, wenn sie etwas Schönes geraubt hatte, wohl auch Silbergeschirr oder feines Linnen für die Hochzeit.

„Zu Ostern soll Hochzeit sein," sagte die Böse dabei und schwatzte vom Bräutigam. Die schöne Magede wußte nicht mehr ein noch aus, so traurig und verlassen fühlte sie sich. Hätte nicht zuletzt noch die Glockenfrau von unten einen Weg zu ihr gefunden, sie wäre wohl gestorben vor Einsamkeit und Kummer.

Ja, daß die Glockenfrau sie besuchte, war gewiß ein Trost, es war eine liebe, freundliche Jungfer, aber von Frau Holles Zug und vom Braunschweiger Schneidergesellen wußte sie auch wenig, es kam ihr nur darauf an, einer Gespielin von allem zu erzählen, was sie von Pastor und Küster und von den Bauern des Dorfes wußte. Und wenn die Zauberin zu kommen drohte, wußte sie nicht rasch genug niederzufahren, solche Furcht hatte sie vor der Hexe.

Ostern kam näher und näher und die arme Magede wurde trauriger und trauriger.

In der Nacht zum Fest ist es aber nun geschehen, daß ein gewaltiger Frühlingssturm über das Land gefahren ist. Der hat um den Turm gebraust, daß das alte Sparrenwerk seufzte und ächzte. Es ist so schlimm gewesen, daß Magede zur Mitternacht aufwachte.

Grade um die gleiche Stunde aber hatten Frau Holle und viele Windische um die Kirche herum ihr Lager aufgeschlagen. Es hat wie ein großes Feldheer rundherum ausgesehen, soviel reitende Spielleute und mehr noch, so viele flinke Jägerinnen und schöne Frauen liefen da umeinander. Ist auch ein alter Schneider dazwischen herumgehüpft und hat Kleider nähen wollen. Die Fräulein, denen der Frühling im Blute steckte, neckten und hänselten ihn aber aus. Ja, sie trieben es so schlimm mit ihm, daß ihn die Verzweiflung faßte und er sich mit seiner Nadel wehren mußte. Dabei hat der Schelm wahrhaftig einer schönen Frau Wälde in die Fingerspitzen gestochen.

Wie die nun ein großes Klagen darüber erhob und der alte Schneider sah, was er angerichtet hatte, bekam er ja eine entsetzliche Furcht um sein Leben. Er dachte nur noch daran, wie er heil davonkäme und wollte sich blind zum Kirchturm retten, um den sie rasteten. Da, meinte er, könne ihm ja nichts geschehen.

Im Augenblick nun, wo er das Türschloß mit beiden Händen umklammerte, hob sich gerade vor ihm eine Luke auf. Die schöne Magede hat herausschauen wollen, was die Winde trieben, und der alte Schneidergesell ist mit einem Satz kopfüber zu einer Unbekannten hineingepoltert.

Das ist ja nun ein doppelt fürchterliches Erschrecken gewesen. Weil die Luke gleich wieder zufiel, hat der Schneider die Andere als bösen Geist ansehen müssen; die schöne Magede aber, schlimmer noch, vermeinte, der arge Osterbräutigam sei gekommen. Da haben die beiden sich wacker um ihr Leben zu wehren vorgenommen, zunächst aber mausestill verhalten.

Nun hatten sie sich aber, wie es oft bei derlei geschieht, im Dunkeln in die gleiche Ecke gehockt und als sie mit klopfenden Herzen einmal um sich tasteten, einander zu spüren bekommen. Und weil sie sich beide in Todesängsten befanden, sind sie im Dunkel aufeinander losgefahren, als gälte es das Leben. Aber die Jungfer, die mutig und behende war, ist dem Schneider übergekommen und hat ihm Mantel und Hut abgenommen.

Das ist ja nun auch sehr sonderbar gewesen und hat eine Wirkung gehabt, die sich das schöne Mädchen durchaus nicht erklären konnte. Denn in des Schneiders Hut und Mantel steckte seine Kraft zu fliegen, und wie Magede noch voll Zorn und Furcht lauerte, daß der Böse zum andern gegen sie anführe, fühlte sie, sobald sie die Arme nur eben hob, daß sie mit dem Kopf schon an das Turmdach rührte.

Da hat sie sich, als sie ihrer Macht gewahr wurde, leise bis zur Luke gehoben, hat sie mit einem Ruck aufgetan und sich nach draußen geschwungen. Sie hat ja lieber in die kalte Nacht stürzen wollen, als dem argen Eindringling zu verfallen.

Der Böse ist aber nicht im mindesten gefolgt, hat sich vielmehr baumstill gehalten und nur ein ums andere Mal gebetet, daß der Feind für immer von dannen wäre.

Als nun niemand hinter ihr her kam, hat die schöne Magede auch wieder Mut gefaßt, hat das Lager rund um den Turm voll Verwunderung angesehen und vor der kalten Höhe den Mantel fester umgezogen und den Hut tiefer eingedrückt. Wunderlich war es dabei. Wie sie nur einen einzigen Schritt tat, stand sie schon mitten unter vielen Leuten, und ehe sie auch recht verstand, was war, hat Frau Holle mit einer schönen Wälde vor ihr gestanden, die hat über blutende Finger geklagt und Magede bezichtigt, sie gestochen zu haben. Aber ein junger Schneidergesell ist dazu gekommen, hat besänftigen wollen und gemeint, es sei doch gewiß nicht mit Willen geschehen.

Frau Holle hat von einem zum andern geschaut und gelacht: Warum er, Bursch, einen alten Schneider in Schutz nähme, hat sie gefragt, er solle sich lieber um einen Schatz bemühen.

Ach, hat der Bursch da geseufzt und hat die Mütze gezogen, das läge ihm schon lange auf der Seele und wenn er die hohe Frau beim Wort nehmen dürfe, — sein Schatz sei nämlich aus Braunschweig verschwunden und niemand wisse, wo er sei.

Die schöne Frau hat Magede spitzbübisch angesehen, daß der das Herz im Leibe sich im Kreise drehte über das Wiederfinden. „Da nimm dir doch eine andere Liebste," sagte sie zum Schneidergesellen. „Wer weiß, wo dein eifersüchtiges Ding geblieben ist."

Die schöne Magede hat die Lippen zusammengebissen, so hat's ihr herausfahren wollen.

„Ach," antwortete der Bursch, „und wenn's noch zehnmal so schöne Frauen gäbe —"

Da hat das Mädchen aufgestampft, obschon sie vor der mächtigen Frau Holle stand. Ob er denn schon eine Schönere gefunden hätte? hat sie gefragt, ist aber gleich sehr über ihre Stimme erschrocken.

Frau Holle hat nämlich silbern zu lachen begonnen, noch ehe die beiden von ihrem Erstaunen zu sich kamen. Und sie hat zum Ritt geblasen, der Zug ist hochgefahren wie ein Wirbelwind und die schöne Magede hat mitmüssen, ob sie wollte oder nicht. Es hat sie aber ein Schneidergesell ganz fest am Arm gehalten, vielleicht, damit sie sich kein Leid täte bei der wilden Fahrt, vielleicht auch, damit sie nicht wieder auf und davonginge. Sie hat auch ganz still gehalten bis zur nächsten Rast und hat sich nicht gewehrt.

Was dann mit den beiden geschehen ist, habe ich nicht mehr gehört, sie sind noch nicht nach Braunschweig heimgekehrt.

Desto besser weiß ich über den alten Flickschneider Bescheid.

Ja, da hat die Zauberin sich ja erst gewaltig gewundert, als sie wieder zum Turm kam und den Alten statt der schönen Magede als Gefangenen fand. Sie hat aber gemeint, daß das Ding sich in seinem Trotz verwandelt habe und hat ein Mittel nach dem anderen gebraucht, um aus einem alten Schneider wieder eine schöne Jungfrau zu machen. Als endlich alles nichts nützte und der Schneidergesell Schneidergesell blieb, sich's auch eines Tages bitter verbat, beständig Pillen und Tränklein zu schlucken, hat die Zauberin schließlich eingesehen, daß die wirkliche Magede davongekommen war. Und einige sagen, daß sie den Schneider in der Turmkammer auf seine alten Tage selbst genommen habe. Ich kann's mir nicht denken, aber die Leute sagen sogar, die Schneider hätten sich's seitdem angewöhnt, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, weil die Turmkammer so klein gewesen ist.

Kein Märchen.

Ein schwarzer Vogel (grad' nicht klein)
Flog in ein Stück Land hinein.
Als man ihn sodann besah,
Stand ein Orientale da.

Lösung: A(Rabe)r, Araber.